

Predigt zu Lukas 18,9-14 / 11. Sonntag n.Trin. 2020 – Petrus-Jakobus-Kirche
Pfarrer i.R. Jürgen Barth

Liebe Gemeinde, Jesus erzählt eine Geschichte. „Es waren einmal ein Pharisäer und ein Zöllner....“

Wir kennen die Geschichte. Und wir wissen, wie sie ausgeht.

Der Pharisäer ist ein Angeber, er prahlt mit seinen guten Werken, mit seiner Frömmigkeit, und er schaut von oben herab auf den Zöllner, dem alle guten Werke fehlen. Der Pharisäer ist der Anti-held der Geschichte, von sich überzeugt, unsympathisch, eingebildet, scheinheilig.

Der Zöllner ist das Gegenteil von alledem, er steht „von ferne“ in der Ecke, im Hintergrund, mit niedergeschlagenen Augen, voller Reue und Selbstzweifel, all das macht ihn uns sympathisch, er verkörpert Demut und Bescheidenheit.

Aber es ist nie so einfach mit diesen Geschichten, die Jesus erzählt.

Denn im Grunde genommen macht der Pharisäer ja alles richtig in seinem Leben: er ist kein Räuber, kein Ehebrecher, er fastet zweimal die Woche, er gibt den Armen etwas ab, er spendet, er fastet, er betet – und am Feiertag geht er in den Gottesdienst, er ist also grad so, wie wir sein wollen und sein sollten... und andererseits: der Zöllner hat ja einen Grund, im Hintergrund zu bleiben, er ist ein mieser, kleiner Betrüger, ein Gauner, ein Ganove.

Wenn ich ein Auto kaufen wollte - wahrscheinlich würde ich es eher vom Pharisäer kaufen als vom Zöllner, beim Zöllner hätte ich das Gefühl, der haut mich übers Ohr.

Jesus erzählt eine Geschichte, die Geschichte vom Pharisäer, der eigentlich ein braver Kerl ist, und vom Zöllner, dem Ganoven, den Jesus am Ende „gerechtfertigt“ nennt. Was stimmt hier nicht?

Der Pharisäer will ein ehrlicher Mensch sein, er ist nur ein wenig zu stolz auf sich selber. Aber ob wir nicht alle etwas brauchen, worauf wir stolz sind in unserem Leben? Und der Zöllner hat's im Grunde genommen nicht geschafft, er ist ein mieser kleiner Betrüger, und er weiß es ja auch.

Was lernen wir aus dieser Geschichte für unser eigenes Leben?

Versuch einer Annäherung. Es war im Jahre 1974, ich war ein junger Student in Göttingen im vierten oder fünften Semester. Wir saßen zu dritt abends zusammen in einer Studentenbude, ich weiß es noch ganz genau, es war im Okerweg 10. Und bei einem Bier und einer damals gerade aktuellen Schallplatte, damals gab's ja noch nicht CD, MP3-player und all diese Sachen, bei einer Schallplatte von Cat Stevens oder Joan Baez hat einer der beiden

Kommilitonen gesagt: „Wie macht IHR das eigentlich? Woher nehmt ihr **euer Selbstwertgefühl?**“

Selbstwertgefühl.

Das war ein Wort, das kannte ich damals noch gar nicht. Aber was der Freund aus der Studienzeit gemeint hat, konnte ich gut verstehen. Er hat von seinen Minderwertigkeitsgefühlen erzählt, davon, dass er in seiner Heimatgemeinde eine Jugendgruppe geleitet hatte, dort war er akzeptiert, anerkannt. Und jetzt in Göttingen, an der Uni mit seinen 30 000 Studenten und den rund tausend Theologiestudenten, die's damals dort gab, jetzt in Göttingen war er ein Niemand. Niemand fragte nach ihm, keiner kannte ihn, für keinen war er wichtig.

„Versteht ihr das? Jeder braucht doch das Gefühl, dass er wichtig ist. Wo kommt denn bei euch euer Selbstwertgefühl her? Das Gefühl, dass ihr etwas wert seid?“

Studentenprobleme damals - und auch, wenn sich vieles verändert hat in fünfzig Jahren im Studentenleben und auf der Welt: es wird den Studenten heutzutage im Grunde genommen nicht anders gehen, und es geht uns doch allen ähnlich im Leben: **jeder und jede von uns braucht ein Selbstwertgefühl**, das Gefühl, dass wir jemand sind, dass uns jemand mag, dass unser Leben einen Wert hat. Wir brauchen alle etwas, worauf wir ein wenig stolz sein können. Meinen Sie nicht?

„Ich bin stolz auf meine Kinder!“ könnte jemand sagen, der Kinder hat.

Oder: „Ich bin stolz, dass ich den Haushalt schmeiße, dass man den Kuchen lobt, den ich backe...“

Seit ich im Ruhestand bin und selber manchmal versuche, einen Kuchen zu backen, verstehe ich das viel besser, auch wenn ich meine Kuchen noch niemandem vorsetzen kann.

„Ich bin stolz auf mein Aussehen...“

„Ich bin stolz auf meine Freunde, darauf, dass ich Freunde habe, denen ich etwas bedeute, stolz auf meine Frau, auf meinen Mann...“

Stolz kann man sein auf seine Zeugnisnoten, darauf, dass man beim Fußball ein guter Torwart ist, dass man gut Klavierspielen kann oder Orgel oder Geige.... **wenn man's kann.**

Und das ist der Knackpunkt: „**wenn man's kann**“. Und wenn man's nicht kann? Was ist, wenn uns nichts einfällt, auf das wir stolz sein können?

Was ist, wenn meine Kinder sich nicht so entwickeln, wie ich's mir gedacht habe?

Wenn mir jeder Kuchen anbrennt?

Wenn mein Aussehen niemanden mehr vom Hocker reißt?

Wenn ich keine Freunde habe, wenn meine Ehe eine Katastrophe ist und mein Mann ein alter Nörgler oder meine Frau eine Xanthippe ist?

Was dann? Woher soll dann mein Selbstwertgefühl kommen?

An jenem Abend damals 1974 im Okerweg 10 ist mir klar geworden, wie zerbrechlich alles ist, was unser Selbstwertgefühl begründet: der Jugendleiter – plötzlich im Massenbetrieb an der Uni ist er ein Niemand, die Mutter, deren Kinder groß geworden sind – plötzlich ein Loch... Der Schüler, der es nicht schafft, einer, der keine Arbeit mehr hat und keine Aufgabe - woher kommt jetzt das Selbstwertgefühl?

Ein Pharisäer und ein Zöllner gingen zum Tempel, um zu beten, erzählt Jesus. „Ich danke dir...“ sagt der Pharisäer und zählt auf, worauf er stolz ist. Jeder braucht etwas, worauf er stolz ist, denke ich. Jeder von uns braucht es, dass man ihn beachtet. Nichts kränkt uns mehr, als wenn uns einer über-sieht, über uns hinweg-sieht. *„Der Pfarrer hat mich nicht gegrüßt, nicht gesehen, nicht mit mir gesprochen....“ In jedem Dorf, in jeder Gemeinde fällt immer wieder mal so ein Satz.*

Jeder braucht Aufmerksamkeit und Anerkennung. Auch der Pharisäer im Gleichnis braucht es. Sein Gebet ist ein Ruf, ja ein Schrei nach Aufmerksamkeit und Beachtung.

Und dennoch führt ihn sein Gebet in eine **Sackgasse**.

Was macht der Pharisäer im Gleichnis denn eigentlich verkehrt?

Es sind zwei Aspekte, zweierlei in seiner Haltung, die ihn in die Sackgasse führen.

Das EINE ist der schräge Blick auf andere Leute. Um selber OK zu sein, braucht der Pharisäer die anderen, die nicht OK sind:

„Ich danke dir, Gott, dass ich nicht so bin wie die anderen Leute, Räuber, Betrüger...“ Das ist die ständige Gefahr, dass wir immer die Mängel der anderen brauchen, dass wir die Fehler der anderen brauchen, um selber fehlerfrei dazustehen.

Und das ANDERE, was den Pharisäer in eine Sackgasse führt: er bleibt mit seinem Gebet einsam und allein. Der Pharisäer stand **für sich** und betete, erzählt Jesus. Im griechischen Text heißt das: *pros-heauton* – für sich betet er, *eigentlich spricht er zu sich selber*.

Eigentlich braucht er Gott gar nicht so richtig, er ist ja in Ordnung, und der liebe Gott hat gar keine andere Wahl sozusagen, als ihn großartig zu finden,

deshalb spricht er auch pros-heuton, zu sich selber, ein frommes Selbstgespräch sozusagen.

So landet der fromme Pharisäer in unserer Geschichte also in einer Sackgasse, die anderen Menschen sind ihm nur negative Kulisse, und er führt mit sich selber ein frommes Selbstgespräch.

Aber jetzt führt Jesus in unserer Geschichte noch eine zweite Person ein: den Zöllner, er steht im Hintergrund, schlägt die Augen nieder und sagt: „Gott, sei mir Sünder gnädig.“

Natürlich ist der Zöllner kein Vorbild!

Er ist ein kleiner, mieser Betrüger, dem es immer nur ums Geld geht. Und er weiß es ja auch, er hat kein Selbstbewusstsein, ein frommes schon gar nicht, er weiß, dass mit ihm nichts los ist und kann nur sagen: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“

Er ist nicht OK, aber von ihm sagt Jesus am Schluss: „Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener!“

Was fangen wir jetzt mit dieser Geschichte an?

Was nehmen wir mit in diesen Sonntag und in die neue Woche?

Im Grunde genommen spiegelt uns Jesus hier in zwei Gestalten, wie wir sind.

Der Pharisäer und der Zöllner – zwei Seiten einer Medaille, zwei Seiten in uns:

wir sind wie der Pharisäer – hungrig nach Anerkennung, ein wenig eingebildet auf unsere Frömmigkeit, wir wollen alle stolz sein auf irgendwas, jeder braucht ein Selbstwertgefühl.

Und wir sind auch wie der Zöllner, mit denen es nicht stimmt, die es nötig haben, dass Gott sich ihrer erbarmt.

Wir könnten aus dieser Geschichte mitnehmen *die Freude darüber, wie sehr uns das Evangelium entlastet*. Wir müssen doch nicht so fürchterlich angeben mit unseren guten Taten wie der Pharisäer, der sich so schrecklich aufbläst.

Gottseidank sind wir nicht nur jemand, wenn wir gut sind in allem Möglichen, was wir tun, fromm oder fit oder schlank oder reich oder erfolg-reich.

Der Zöllner in uns ist all dies nicht, er hat eigentlich nichts vorzuweisen, aber Jesus nennt ihn „gerechtfertigt“.

Friedrich Schleiermacher, der große Theologe aus dem 19. Jahrhundert, hat das mal in seiner Sprache etwas abstrakt und gewaltig so formuliert:

„Die Frömmigkeit besteht rein für sich betrachtet weder in einem Wissen noch in einem Tun, sondern in einem bestimmten Selbstbewusstsein, nämlich in dem Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit.“

Grandios formuliert. Auf Deutsch heißt das: fromm sind wir nicht, wenn wir das Glaubensbekenntnis auswendig kennen (WISSEN), nicht, wenn wir einem blinden Mann über die Straße helfen (TUN), sondern zunächst mal und in erster Linie in dem Gefühl, dass wir Gott brauchen, dass wir seiner bedürfen, dass wir ihn nötig haben.

„Gott, sei mir Sünder gnädig!“ sagt der Zöllner. Und Jesus sagt uns im Evangelium: Gott IST uns tatsächlich gnädig.

Wir sind nichts Besonderes, keiner von uns. Wir sind letztlich wie alle anderen und doch zugleich einmalig – jeder von uns. In jeden von uns hat Gott etwas Einmaliges hineingelegt. Und auch die Menschen neben mir sind einmalig und außergewöhnlich, ich kann sie stehen lassen ohne scheelen Blick von oben herab und auch ohne Neid von unten herauf....

Ich will zum Schluss nochmal ganz anders darüber reden.

Im Urlaub vor ein paar Jahren war ich irgendwo an der Donau mit dem Fahrrad unterwegs. Und am frühen Nachmittag wollt ich in einem Dorf in einer Metzgerei 150 Gramm Bierschinken kaufen für ein Vesper. Ich war der einzige Kunde im Laden. Die Verkäuferin war etwas mürrisch, sie hatte kein Interesse an mir und meinem Bierschinken, vielleicht hatte sie Streit mit ihrem Mann oder Zahnweh oder sonstwas. Jedenfalls hat sie lieblos einen Stapel Wurstscheiben auf die Waage gelegt --- und da waren es ganz genau 150 Gramm!! Ich hab zu ihr gesagt: „Donnerwetter! Das haben Sie aber im Griff!“ Und da hat diese mürrische Wurstverkäuferin über diesen kleinen Satz plötzlich so gestrahlt, dass es war, als ob jemand ein Licht in ihr angezündet hätte. Dieses Strahlen in den Augen der Frau in der Metzgerei.... Jeder braucht das im Leben immer wieder, dass jemand (bildlich) so ein LICHT anknipst in uns.

Eine banale Geschichte. Selbstwertgefühl – jeder braucht Anerkennung, jedem tut es gut, wenn andere ihn wahrnehmen.

Das Evangelium erzählt uns von der Rechtfertigung aus dem Glauben, wir bringen nichts mit, aber Gott schaut uns an, er schenkt uns sein Wort.. Gott schaut uns an, er braucht nicht den Katalog unserer guten Taten, wir stehen da mit leeren Händen, und er hält uns, trägt uns, wir sind für ihn wichtig.

Wer dies glauben kann – selig ist er. Ein Licht wird ihm aufgehen.

Und wir gehen in diesen Sonntag und in diese Woche getröstet und entlastet. Amen.